Affekt als analytische Kategorie der Sozialforschung

Christian von Scheve und Anna Lea Berg

1 Einleitung

In den vergangenen Jahrzehnten hat die Soziologie der Emotionen bedeutende Fragestellungen des Zusammenspiels von Akteuren, sozialen Strukturen und Kulturen untersucht, die weit über die etablierten normativen und instrumentell-rationalen Paradigmen hinausgehen. So zeigen soziologische Studien, dass Emotionen erstens zentral sind für das soziale Handeln, zum Beispiel in Entscheidungssituationen. Zweitens haben diese Arbeiten verdeutlichen können, dass Emotionen ein wesentlicher Bestandteil der sozialen Interaktion sind, etwa mit Blick auf Kommunikation und die Entstehung von Intersubjektivität. Und drittens hat diese Forschung für die doppelte Bedeutung von Emotionen hinsichtlich des Verständnisses von Gemeinschaft und Gesellschaft sensibilisiert: Einerseits stellen Emotionen soziale Bindungen und Kohäsion her, andererseits sind sie unübersehbare Triebfedern von Konflikt und Desintegration.

Eine grundlegende Annahme der Auseinandersetzungen mit der Bedeutung menschlicher Emotionalität für das Soziale besteht darin, Emotionen als soziale und kulturelle Konstrukte zu verstehen. Das bedeutet zum einen, dass Emotionen nicht vollkommen arbiträr und individualisiert auftreten, sondern mehr oder weniger systematisch und strukturiert, etwa in Anlehnung an bestehende Machtverhältnisse, soziale Ungleichheiten oder die Struktur sozialer Netzwerke. Zum anderen sind Emotionen eng verbunden mit sozial geteilten Normen, Werten, Überzeugungen und Praktiken, sowohl in Bezug auf die Situationen, in denen sie entstehen – also wie sie erlebt, kommuniziert und reflektiert werden –, als auch hinsichtlich ihrer Kulturbedeutung, beispielsweise ihrer kulturellen Wertschätzung oder Tabuisierung, ihrer Kommodifizierung und politischen Instrumentalisierung oder ihrer Analyse durch die Wissenschaften.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2018

L. Pfaller und B. Wiesse (Hrsg.), *Stimmungen und Atmosphären*, DOI 10.1007/978-3-658-18439-1_2

Obwohl die Soziologie stets betont, dass Emotionen sozial und kulturell konstruiert sind, versteht sie diese in letzter Instanz zumeist als *diskrete* und *personale* Phänomene. Ein Großteil der emotionssoziologischen Arbeiten geht davon aus, dass menschliche Subjekte Emotionen ‚haben' und sie erleben, kommunizieren und zum Ausdruck bringen. In dieser Hinsicht sind frühe emotionssoziologische Arbeiten nach wie vor tonangebend. So geht zum Beispiel Peggy Thoits (1989, S. 318) davon aus, dass Emotionen kognitive Bewertungen einer Situation, Veränderungen des körperlichen Empfindens sowie expressive Gesten umfassen, deren unterschiedliche Konstellationen dann kulturell *als* Emotionen klassifiziert und begrifflich erfasst werden, etwa mit Wörtern wie Scham, Schuld oder Verlegenheit. In ihrer klassischen Studie zu Emotionsarbeit definiert Arlie Hochschild (1979, S. 551) Emotionen auf ähnliche Weise als ein körperliches Zusammenspiel von Vorstellungen, Gedanken oder Erinnerungen, derer das Individuum gewahr wird. Theodore Kemper (1987, S. 263) versteht Emotionen als autonome, motorisch-kognitive Zustände, was unzweifelhaft auf eine personale, auf das Individuum bezogene Konzeption schließen lässt.

In diesen Definitionen wird einerseits kognitiven und phänomenalen Aspekten eine besondere Bedeutung beigemessen, andererseits spielt die Körperlichkeit von Emotionen eine tragende Rolle, da Emotionen nicht zuletzt als Konfigurationen körperlicher Vorgänge verstanden werden, etwa hinsichtlich Mimik oder Gestik. Emotionen werden in diesem Sinne primär dem Individuum zugerechnet, sie werden im Subjekt verortet und vom Subjekt erlebt. Damit im Zusammenhang steht oftmals die Vorstellung einer intentionalen Gerichtetheit bzw. Objektbezogenheit von Emotionen – Menschen fürchten sich *vor* oder sind verärgert *über* eine Situation oder ein Ereignis. Diese Annahme setzt zumindest einige Grundlagen von Intentionalität und Repräsentation voraus, die wiederum vorwiegend menschlichen Akteuren zugerechnet werden.

Zweitens werden Emotionen in der Regel als konzeptuell und zeitlich *diskrete* Phänomene verstanden. Von Emotionen wie Ärger, Freude oder Zorn nehmen wir an, dass sie relativ klar beschreibbare zeitliche Sequenzen durchlaufen und zumeist von vergleichsweise kurzer Dauer sind. Studien auf der Grundlage von Selbstauskünften zeigen, dass die meisten Menschen Emotionen eher für die Dauer von Minuten erleben als über Stunden oder gar Tage (z. B. Verduyn und Lavrijsen 2015). Sicher gibt es Ausnahmen von der Regel, wie beispielsweise Trauer oder Schuld, die im Vergleich etwa zu Scham, Angst, Wut oder Freude als deutlich langfristiger erlebt werden. Auf die Kategorie der Zeitlichkeit verweist aber nicht nur die Dauer von Emotionen, sondern auch der Zeitraum ihrer Entstehung und ihr episodischer Charakter. Die meisten Theorien postulieren, dass Emotionen rasch und unvermittelt in Reaktion auf ein bestimmtes Ereignis oder eine Situation (external oder

internal) entstehen und innerhalb eines bestimmten Zeitraums wieder vergehen. Dieses besonders rasche und unwillkürliche Auftreten wird evolutionstheoretisch mit der Funktion von Emotionen erklärt, den Organismus auf relevante Ereignisse in der Umwelt hinzuweisen und entsprechende Verhaltensreaktionen vorzubereiten (Frijda et al. 2014).

Annahmen zum episodischen Charakter von Emotionen sind in der Literatur oft verbunden mit ihrer konzeptuellen Diskretheit. So gehen in Anlehnung an verbreitete Perspektiven der Evolutionspsychologie oder der Neurowissenschaften auch emotionssoziologische Arbeiten davon aus, dass diskrete Emotionen (wie zum Beispiel Angst oder Ärger) ‚natürliche Kategorien' sind, insofern sie durch Konstellationen bestimmter körperlicher, kognitiver und phänomenaler Komponenten bestimmt werden können (z. B. Kemper 1987; Turner 2007). Andere Autor/innen betrachten die Bedeutung solcher Konstellationen als kulturell bedingt, indem sie etwa mit bestimmten Emotionswörtern klassifiziert werden, die sich im Kulturvergleich deutlich unterscheiden (Thoits 1989). Damit stehen diese Ansätze zwar diametral dem Argument der ‚Natürlichkeit' von Emotionen gegenüber, stützen aber nichtsdestotrotz den Aspekt der Diskretheit.

Ein Hauptanliegen der Emotionssoziologie besteht darin, zu zeigen, wie Kultur und das Soziale Emotionen bedingen. Wiederum hat Hochschilds Ansatz bis heute prägenden Einfluss darauf, wie diese Bedingtheit in soziologischen Studien verstanden wird (Hochschild 1979, S. 552), nämlich entweder mit Blick auf die sozialen Faktoren, die „primäre" (nicht-reflexive, aber doch bewusste) Emotionen „induzieren" oder „stimulieren", oder hinsichtlich der „sekundären" Handlungen, die sich auf den nicht-reflexiven Strom des primären Emotionserlebens beziehen. Die Mehrzahl emotionssoziologischer Arbeiten folgt dieser Herangehensweise und reproduziert damit sowohl den Fokus auf das erlebende Subjekt als auch die Idee der Diskretheit von Emotionen. Sozialität und Kultur werden dabei insofern berücksichtigt, als sie entweder die Umstände der Entstehung von Emotion oder die Arten ihres Ausdrucks, ihrer Regulation und ihrer Kommunikation beeinflussen.

In diesem Artikel möchten wir argumentieren, dass diese Perspektivierung zwei zentrale Aspekte von Emotionen und Gefühlen sowie deren Bedeutung für unterschiedliche Formen von Sozialität weitgehend unbeachtet lässt, nämlich ihre Körperlichkeit und die Kontinuität des Gefühlserlebens. Kaum eine Emotionstheorie würde behaupten, ein spezifisches Gefühlserleben und bestimmte körperliche Vorgänge seien nicht essentielle Bestandteile einer Emotion. Jedoch wird das Gefühlserleben vorwiegend in Bezug auf den episodischen Charakter diskreter Emotionen und ihre Körperlichkeit primär unter dramaturgischen bzw. performativen Gesichtspunkten diskutiert (vgl. Turner und Stets 2006). Eine solche Einschränkung übersieht jedoch zum einen die Kontinuität unterschiedlicher Ge-

fühlsphänomene, wie beispielsweise das Hunger-, Schmerz- oder Stressempfinden, Hochgefühle, Niedergeschlagenheit, Launen oder andere Stimmungen. Zum anderen erschöpfen sich körperliche Veränderungen, die mit Emotionen einhergehen, nicht in bestimmten expressiven Verhaltensweisen, sondern sind auch dann ein wichtiger Bestandteil emotionaler Phänomene, wenn weder das Selbst noch andere diese Veränderungen bewusst wahrnehmen (sie aber gleichwohl handlungs- bzw. interaktionsrelevant sind).

Ein in der sozial- wie kulturwissenschaftlichen Literatur verbreiteter und in jüngster Zeit zu Prominenz gelangter Begriff zur Beschreibung sowohl des kontinuierlichen Gefühlserlebens als auch der Körperlichkeit (von Emotionen und anderen Gefühlsphänomenen) ist der des *Affekts*. Vielfach werden Affekte als *evaluative Gefühle* im Sinne eines als positiv oder negativ empfundenen phänomenalen Erlebens verstanden, die den Kern nicht nur von Emotionen, sondern auch von Empfindungen und Stimmungen ausmachen. Andererseits dient der Begriff des Affekts auch dazu, auf die Körperlichkeit und die Relationalität des Seins zu verweisen, ohne dabei eine Innerlichkeit des Subjekts in den Mittelpunkt der Analyse zu stellen. Der Begriff des Affekts unterliegt in aller Regel nicht den gleichen definitorischen Restriktionen wie Emotionen, etwa hinsichtlich des episodischen Charakters oder des Objektbezugs. Im Folgenden möchten wir daher die Fruchtbarkeit dieses Konzepts für soziologische Forschung ergründen, insbesondere in Bezug auf Fragen der Integration und Desintegration in unterschiedlichen Formen von Sozialität.

Wir werden hierzu zunächst verschiedene Verständnisse des Begriffs *Affekt* diskutieren, die sich einerseits in kultur- und andererseits in sozialwissenschaftlichen Zugängen finden. In einem zweiten Schritt werden wir diese Konzepte vergleichend gegenüberstellen und hinsichtlich ihrer begrifflichen Schärfe diskutieren. In einem dritten Schritt konturieren wir dann einen soziologischen Begriff des Affekts, der einerseits von beiden theoretischen Traditionen inspiriert ist, andererseits aber vor allem auch für die empirische Forschung fruchtbar sein soll. In einem letzten Schritt werden wir schließlich diesen Begriff auf Fragen der Integration und Desintegration in unterschiedlichen Formen von Sozialität anwenden.

2 Affekt(e) als Konzept der *Affect Studies*

In den Kulturwissenschaften ist dem Begriff des Affekts in den letzten zwei Jahrzehnten eine merklich gesteigerte Aufmerksamkeit entgegengebracht worden, sodass gar von einem *affective turn* die Rede ist (Clough 2007). Affekt wird dabei in erster Linie jenseits von Sprache und Diskurs verortet und soll die Möglichkeit eröffnen,

nicht nur Sozialität, sondern ganz allgemein Relationen zwischen unterschiedlichen Arten von Körpern begrifflich zu fassen (im Gegensatz zu Symbolen, Sprache oder Geist, die sich auf menschliche Körper beziehen). Bei einem kursorischen Blick in unterschiedliche Zweige des Affekt-Paradigmas fällt zunächst die große Bandbreite der vergleichsweise heterogenen Verständnisse des Affektbegriffs auf (vgl. z. B. Seigworth und Gregg 2010; Leys 2011; Wetherell 2012). Ruth Leys (2011) sowie Gregory Seigworth und Melissa Gregg (2010) bieten eine grundlegende Systematisierung an, indem sie zwischen mindestens zwei disparaten Konzepten von Affekt unterscheiden: eines, das Affekt (im Singular) primär als Ontologie auffasst, und ein zweites, das Affekte (im Plural) als spezifische „Potenziale" von Körpern ausmacht. Beide Sichtweisen können unserer Ansicht nach – unter bestimmten Bedingungen – für soziologische Analysen furchtbar gemacht werden und sollen daher im Folgenden vorgestellt werden.

2.1 Affekt als Ontologie

Ein prominentes Verständnis von Affekt innerhalb der Kulturwissenschaften orientiert sich an den Schriften von Baruch de Spinoza und im Weiteren auch an Henri Bergson, Gilles Deleuze und Félix Guatarri (Clough 2007; Leys 2011). Der Affektbegriff hat aus dieser Perspektive kaum etwas mit Emotionen und Gefühlen zu tun, sondern wird vielmehr als Ontologie verstanden, die Beziehungen und Relationen zwischen Körpern in den Mittelpunkt der Beschaffenheit der Welt stellt. Affekt wird darin als „autonome Kraft" zwischen Körpern verstanden, die sich nicht primär in Emotionen und Gefühlen, sondern in *Intensitäten* ausdrückt, die das „Aktionspotenzial" eines Körpers erhöhen oder verringern. Affekt bezieht sich damit auf die Fähigkeit von Körpern „zu affizieren und affiziert zu werden" (Clough 2007, S. 2). Seigworth und Gregg definieren Affekt in diesem Sinne wie folgt:

> Affect arises in the midst of in-between-ness: in the capacities to act and be acted upon. Affect is an impingement or extrusion of a momentary or sometimes more sustained state of relations as well as the passages (and the duration of passage) of forces or intensities. That is, affect is found in those intensities that pass body to body (human, non-human, part-body and otherwise), in those resonances that circulate about, between and sometimes stick to bodies and worlds, and in the very passages or variations between these intensities and resonances themselves. (Seigworth und Gregg 2010, S. 1)

Zudem betonen sie, dass Affekt in vielerlei Hinsicht synonym zu „Kraft" bzw. den „Kräften von Begegnungen" ist (ebd., S. 2).

Auf ähnliche Weise konzipiert Brian Massumi, der vielen als Vordenker der *Affect Studies* gilt, Affekt in erster Linie als „Intensität" (Massumi 1995, S. 88). Während Emotion für ihn auf das Individuum bezogen ist, versteht er Affekt als ein Kontinuum, als zugleich situativ und trans-situativ, als ein „unsichtbarer Klebstoff, der die Welt zusammenhält" (Massumi 2002, S. 217; Übers. CvS/AB). Leys beschreibt Massumis Affekt-Verständnis dementsprechend als nicht-symbolisierte, vorbewusste Intensität, die *unabhängig* von subjektiven und symbolischen Sinnstiftungsprozessen ist, die in den meisten Emotionstheorien eine so wichtige Rolle spielen (Leys 2011, S. 441). Auch Nigel Thrift distanziert sich von „individualisierten Emotionen" und bezieht sich stattdessen auf Affekte, die er als „broad tendencies and lines of force" versteht (Thrift 2004, S. 175). Ähnlich definiert Lisa Blackman Affekt: „[A]ffect is not a thing but rather refers to processes of life and vitality which circulate and pass between bodies and which are difficult to capture or study in any conventional methodological sense" (Blackman 2012, S. 4).

Diese Affekt-Ontologien verweisen somit auf Affekte als Intensitäten und Kräfte zwischen Körpern. Sie beschränken sich dabei nicht auf menschliche Körper, sondern möchten Körper im Allgemeinen berücksichtigt wissen, zum Beispiel einen Stein, ein Buch oder ein Tier. Daher ist es nicht verwunderlich, dass Körperlichkeit hier im Zentrum des Affektbegriffs steht. Körper werden dementsprechend als vorbewusst, vordiskursiv, vorsprachlich, nicht-symbolisch und, wie Massumi es ausdrückt, „a-sozial, aber nicht prä-sozial" verstanden (Massumi 1995, S. 91).

Margaret Wetherell (2012, S. 19ff.) fasst diese Positionen dahingehend zusammen, dass Affekt im ontologischen Sinn als Gegensatz zu Diskurs und Sinnstiftung konstruiert wird. Affekt stellt folglich eine ubiquitäre (unterschiedliche Dynamiken aufweisende) und mehr oder weniger andauernde Relation zwischen Körpern her und lässt sich – im Gegensatz zu Emotionen – kaum episodisch denken. Aus diesem Grund wird in dieser theoretischen Tradition häufig im Singular über Affekt gesprochen, worin sich diese Ansätze auch deutlich vom kategorialen Denken der Emotionsliteratur abgrenzen lassen.

2.2 Affekte als körperliches Moment

Das zweite prominente Verständnis von Affekt bezieht sich sehr viel deutlicher auf psychologische und in den letzten Jahren auch neurowissenschaftliche Arbeiten zu Gefühlen und Emotionen und hier insbesondere auf die Arbeiten des Psychologen Silvan Tomkins (1962). Der Ursprung dieses Einflusses wird in einem programmatischen Aufsatz von Eve Sedgwick und Adam Frank (1995) gesehen. Tomkins selbst hat in den 1960er Jahren mit seinen Arbeiten zu Affekten das Interesse der

Psychologie an Gefühlen und Emotionen maßgeblich wiederbelebt, wobei er den Affekt-Begriff nahezu synonym zum Emotionsbegriff verwendet. Tomkins argumentiert im Gegensatz zu kognitions- oder motivationsbezogenen Ansätzen, dass Affekt als ein eigenständiges organismisches System verstanden werden sollte, das sich an biologischen und evolutionären Prinzipien orientiert und in seinem Einfluss auf das Verhalten maßgeblich mit kognitiven und motivationalen Systemen interagiert.

Victoria Demos (1995) hat Tomkins Affektverständnis treffend zusammengefasst:

> Affects are comprised of correlated sets of responses involving the facial muscles, the viscera, the respiratory system, the skeleton, autonomic blood flow changes, and vocalizations that act together to produce an analogue of the particular gradient or intensity of stimulation impinging on the organism. (Demos 1995, S. 19)

Diese koordinierten körperlichen Veränderungen sind Tomkins zufolge als Ausdruck des Affekts zu verstehen (vgl. ebd., S. 19). Er vertritt zudem die Position, dass sich im Zuge der Evolution acht Typen von koordinierten Veränderungen etabliert haben, die er als „Affektprogramme" oder „primäre Affekte" bezeichnet (Tomkins und McCarter 1964, S. 120). Die evolutionäre Funktion dieser Affektprogramme besteht darin, den Organismus auf rasche und unmittelbare Verhaltensantworten auf Veränderungen in der Umwelt vorzubereiten. Aus diesem Grund entstehen Affekte in Tomkins Modell auch im Sinne *vorbewusster* und primär *körperlicher* Reaktion auf ein Ereignis. Dessen ungeachtet können wir uns ihrer in dem Maße gewahr werden, in dem wir uns dieser körperlichen Reaktionen bewusst werden (ebd.).

Ein vergleichbares Verständnis von Affekten findet sich in einer Reihe kulturwissenschaftlicher Ansätze. So versteht Thrift Affekt als „form of thinking, often indirect and nonreflective true, but thinking all the same […]. Affect is a different kind of intelligence about the world, but it is intelligence nonetheless" (Thrift 2008, S. 175). Blackman vertritt eine ganz ähnliche Position, wenn sie proklamiert: „[A]ffect refers to those registers of experience which cannot be easily seen and which might variously be described as non-cognitive, trans-subjective, non-conscious, non-representational, incorporeal and immaterial" (Blackman 2012, S. 4). Auf vergleichbare Weise unterstreicht auch Theresa Brennan die Bedeutung des – menschlichen – Körpers, wenn sie Affekt als physiologische Veränderung bezeichnet, die einer Bewertung oder einem Urteil folgt (Brennan 2004, S. 5).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Arbeiten innerhalb des von Tomkins geprägten Paradigmas für ein Konzept von Affekt (und Emotionen) stehen, das sich primär am menschlichen Körper und seiner Physiologie sowie an der Interaktion von Emotion und Affekt mit Kognitionen, Wahrnehmungen und Handlungen orientiert. Anzumerken bleibt, dass einige der Autor/innen, die wir hier einem der beiden Paradigmen zugerechnet haben, weitgehend auf eine in diesem Sinne

trennscharfe Bestimmung des Affektbegriffs verzichten und in ihren Ansätzen beide Verständnisse von Affekt verbinden (z. B. Blackman 2012).

3 Verständnisse von Affekt in der Soziologie und der Sozialpsychologie

Obgleich in den Sozial- und Verhaltenswissenschaften ein diskretes, intentionales und episodisches Verständnis von Emotionen vorherrscht, ist auch hier der Begriff des Affekts keineswegs unbekannt. In der Psychologie und den Neurowissenschaften sind Affekt und Emotion zwar lange synonym behandelt worden, seit einiger Zeit finden sich aber zunehmend eigenständige Theoretisierungen von Affekt. In der Soziologie ist die Situation ähnlich, dort hat jedoch ein spezifisches Konzept von Affekt seit Beginn der 1980er Jahre Bedeutung erlangt.

3.1 Affekt im psychologischen Konstruktivismus

Das zurzeit wohl prominenteste Konzept von Affekt in der psychologischen Forschung ist Teil der von James Russell und Lisa Feldman-Barrett entwickelten und durch William James und Wilhelm Wundt inspirierten *psychologisch-konstruktivistischen* Emotionstheorie. In diesem Ansatz bezeichnet Affekt als „core affect" die basalen Formen eines im Prinzip bewusst zugänglichen Gefühlsempfindens, das nicht notwendigerweise eine intentionale Gerichtetheit im Sinne eines formalen Objektbezugs aufweisen muss (Russell und Barrett 1999, S. 806). Beispiele eines solchen Affekts sind Hunger oder Schmerz, aber ebenso Empfindungen von Spannung, Genuss, Hochgefühl oder Unwohlsein. Affekt wird hier – ähnlich wie in vielen kulturwissenschaftlichen Ansätzen – als ‚frei fluktuierend' und gerade nicht episodisch verstanden, sodass sich Personen stets in einem ‚Zustand' des Affekts befinden. Affekt variiert einerseits in der Intensität, er überschreitet in sehr geringer Intensität kaum die Wahrnehmungsschwelle, kann aber in hoher Intensität das bewusste Erleben und die Wahrnehmung weitgehend dominieren. Andererseits variiert Affekt in diesem Modell hinsichtlich der Valenz, sodass das Gefühlserleben als eher angenehm oder eher unangenehm empfunden werden kann oder dass Personen sich eher zu etwas hingezogen oder von etwas abgestoßen fühlen.

Obwohl Affekt hier als frei fluktuierend konzipiert wird, gehen die einschlägigen Arbeiten davon aus, dass Affekt durch unterschiedliche Faktoren (Situationen, Objekte, Ereignisse) beeinflusst und verändert wird, wobei diese Veränderungen

wiederum nicht unbedingt bewusst wahrgenommen werden müssen. Auch wenn Affekt nicht notwendigerweise eines intentionalen Objektbezugs bedarf, so kann er dennoch an etwas ausgerichtet oder orientiert werden, beispielsweise als Bestandteil einer Emotion oder in Relation zu einem Objekt oder einer Idee (ebd.). Aufgrund dieser Annahmen wird Affekt in dieser Theorievariante auch als „basic kind of psychological *meaning*" (Barrett und Bliss-Moreau 2009, S. 172, Hervorh. CvS/AB) verstanden. Das heißt, Affekt ist hier eine körperliche und psychische Primärgröße, die die gesamte Wahrnehmung affektiv ‚einfärbt' (ebd.). Affekt und Veränderungen im Affekt werden daher häufig als Eigenschaften von Objekten erlebt, auf ähnliche Weise wie Farben (ebd.).

Der Ansatz, Affekt im Sinne von Variationen in Intensität und Valenz zu beschreiben, hat sich in vielen Studien und Theorien durchsetzen können (ebd.). Jedoch steht diese Perspektive im Gegensatz zu solchen Positionen, die die Existenz „basaler Emotionen" postulieren und – wie Tomkins und andere – von einer bestimmten Anzahl universaler „Affektprogramme" ausgehen, die mit solchen basalen Emotionen korrespondieren (Izard 1977; Panksepp 1998). Der psychologische Konstruktivismus kritisiert hier die Annahme einer invarianten Verbindung zwischen Affekt und Emotion und argumentiert stattdessen, dass Affekt durch konzeptuelles und damit immer auch kulturelles Handeln (Klassifizierung, Benennung, Bewertung, Normierung, etc.) zu bestimmten diskreten Emotionen ausdifferenziert wird (Barrett 2014).

3.2 Affekt in der Soziologie: die Theorie der Affektsteuerung

Ein schon früh etabliertes Konzept von Affekt findet sich in der Soziologie in David Heises (1979) Theorie der Affektsteuerung (*Affect Control Theory*, ACT) und den darauf aufbauenden Arbeiten. Heises Konzept unterscheidet sich nicht grundlegend von der Perspektive des psychologischen Konstruktivismus (Rogers et al. 2014). Die Theorie der Affektsteuerung konzeptualisiert Affekt als allgemeinen Modus des Bewusstseins: Affekt „registers our reactions to objects and events around us", „accompanies our anticipation of future events and our memory of past ones", „marks the establishment and dissolution of our most intimate and intense social relationships" und kann als dynamisches Prinzip der Motivation und als Grundlage von Intersubjektivität verstanden werden (MacKinnon 1994, S. 9).

Die Theorie der Affektsteuerung differenziert jedoch nicht immer klar zwischen Affekt und Emotion. Rick Morgan und David Heise (1988) stellen beispielsweise fest, dass Gefühle von Lust und Unlust als rein *affektive* Erlebnisse verstanden

werden können, bezeichnen diese Empfindungen aber zugleich als Emotion (ebd., S. 29). Die Theorie der Affektsteuerung bezeichnet „affektive Orientierungen" bzw. affektive Weltbezüge allgemein als *Sentiments*. Sie unterscheidet darüber hinaus zwischen „fundamentalen", das heißt während der Sozialisation internalisierten und überdauernden Sentiments einerseits, und „transitiven", das heißt momentanen und situativen Sentiments andererseits. Ähnlich wie auch im psychologischen Konstruktivismus wird Affekt folglich als ein ubiquitäres und nicht episodisches Phänomen verstanden, das sowohl von langer oder als auch von kurzer Dauer sein kann. Eine weitere Parallele zwischen der Theorie der Affektsteuerung und dem psychologischen Konstruktivismus liegt in der Auffassung, dass Affekt anhand verschiedener Dimensionen beschrieben werden kann. Während der psychologische Konstruktivismus die Dimensionen der Intensität und der Valenz betont, betrachtet die Theorie der Affektsteuerung zudem die Dimension der Potenz (Heise 1979), wobei die Anzahl dieser Dimensionen in unterschiedlichen Theoriemodellen variiert (vgl. Fontaine et al. 2007).

4 Zu einer Soziologie der Affekte

Auf Grundlage der Darstellung dieser unterschiedlichen Perspektiven auf Affekt möchten wir einige Überlegungen anstellen, die sich zunächst auf Fragen der Kompatibilität zwischen „Ontologie"- und „Zustands"-Perspektive beziehen. Wir argumentieren dann, dass sowohl der psychologische Konstruktivismus als auch die Theorie der Affektsteuerung Ansatzpunkte bieten, anhand derer Annahmen der kulturwissenschaftlichen Affekttheorien spezifiziert und für die empirische Forschung fruchtbar gemacht werden können.

Ein erster Unterschied zwischen beiden Perspektiven besteht darin, dass Affekte aus der Zustands-Sicht als kategoriale Einheiten und nicht – wie in der Ontologie-Sicht – als kontinuierliche und diffuse Kraft oder Intensität verstanden werden. Eine weitere Differenz besteht darin, dass aus der Zustands-Perspektive Affekte primär als flüchtige Zustände dem menschlichen Körper und seiner spezifischen Physiologie zugeschrieben werden, während die Ontologie-Perspektive Affekt als Potenzialität von Körpern jeglicher Art versteht. Zudem wird in der Zustands-Perspektive der Affekt als (momentane) Eigenschaft eines Körpers beschrieben, wohingegen er in der Ontologie-Perspektive relational und a-persönlich, situativ und trans-situativ ist und nicht *in* einem Körper lokalisierbar. Zudem betrachten Vertreter der Zustands-Perspektive Affekte tendenziell als episodische Phänomene, wohingegen Affekt aus der Ontologie-Perspektive als allgegenwärtige und konti-

nuierliche Kraft zwischen Entitäten gilt. Schließlich geht die Zustands-Perspektive davon aus, dass Affekte mit einem spezifischen phänomenalen Erleben einhergehen können, auch wenn ihre Entstehung nicht auf bewussten Vorgängen beruhen muss. Die Ontologie-Perspektive sieht hingegen keine kategoriale Verknüpfung von Affekt, Gefühl oder bewusster Erfahrung.

Diese fünf Punkte verdeutlichen einige der Antagonismen, die sich in Bezug auf das Affektkonzept innerhalb des Feldes der *Affect Studies* finden. Die Ontologie-Perspektive versteht unter Affekt eine „monadische Kraft", die Körper aller Art miteinander verbindet und darüber hinaus auch die Körper selbst erst konstituiert bzw. verändert (Clough 2007; Seigworth und Gregg 2010). Damit soll Affekt einerseits etwas *zwischen* Körpern sein und andererseits aber auch – aus der Zustands-Perspektive – unterschiedliche „Modi" von biologischen Körpern darstellen, die als „registers of experience" (Blackman 2012), „physiological shifts" (Brennan 2004) oder „form of intelligence" (Thrift 2008) bezeichnet werden. Unser zentrales Argument ist, dass der Affektbegriff nicht sinnvoll und widerspruchsfrei beide Phänomene erfassen kann. Um mit einer naturwissenschaftlichen Analogie zu sprechen, ist Affekt in der Ontologie-Perspektive am ehesten vergleichbar mit Kräften wie Magnetismus oder der Schwerkraft. Wie jedoch lässt sich diese Vorstellung von Affekt in Übereinstimmung bringen mit einem Verständnis von Affekt als „register of experience", „physiological shift" oder „form of intelligence"?

Angesichts dieser Unvereinbarkeiten der jeweiligen Affektkonzepte kann umgekehrt die Frage nach Gemeinsamkeiten bzw. einem kleinsten gemeinsamen Nenner gestellt werden. Unter anderem dieser Aufgabe hat sich Leys (2011) gewidmet, die die Abwesenheit von Intentionalität (nicht-intentional) und Bedeutungsstiftung (nicht-signifikativ) als Merkmale identifiziert, die einer Vielzahl von Affekttheorien zu eigen seien.

Obgleich diese Merkmale einen möglichen Ausgangspunkt für die weitere Bestimmung des Affektbegriffs bilden, sind sie doch nicht unproblematisch, wie wir im Folgenden ausführen werden. Unser Ziel ist, einen umfassenden Affektbegriff zu konturieren, der einige der genannten Widersprüche und Inkonsistenzen umgeht, die bei einer unreflektierten Zusammenführung der Zustands- und Ontologie-Perspektive entstehen würden, und sich dabei an den skizzierten soziologischen und psychologischen Affekttheorien orientiert. Wir werden daher einige der Annahmen aus den kulturwissenschaftlichen Theorien übernehmen, andere hingegen ausklammern, und fünf Eigenschaften diskutieren, die wir als besonders bedeutsam für das Verständnis von Selbst und Gesellschaft einschätzen.

4.1 Intentionalität

Leys (2011) zufolge teilen viele Affekttheorien die Annahme der Nicht-Intentionalität von Affekt. Wenn auch weniger explizit, so betonen auch die skizzierten sozialwissenschaftlichen Ansätze, dass Affekt nicht notwendigerweise einen intentionalen Objektbezug aufweisen muss, gleichwohl Veränderungen im Affekt von einem Objekt in Gang gesetzt werden können. Im Gegensatz dazu argumentieren wir, dass sich diese Perspektiven in ihrer Abkehr von der Annahme der Intentionalität durch ein vergleichsweise eingeschränktes (weil ausschließlich *kognitives*) Intentionalitätsverständnis auszeichnen. Unser Vorschlag orientiert sich an den Arbeiten Jan Slabys (2008), der überaus treffend ein Konzept der genuin *affektiven* Intentionalität erarbeitet. Diese bezeichnet Slaby (2011a) auch als „affektive Grundhaltung", die primär aus dem fühlenden Körper (der weniger als Körper, sondern eher als Erfahrungsmedium bedeutsam ist) erwächst und nicht auf ein spezifisches Objekt Bezug nimmt, sondern den *gesamten Weltbezug* des erlebenden Subjekts umfasst. Dieses jeweilige Gefühl des Weltbezugs mag in bestimmten Fällen an spezifischen Objekten, Situationen oder Handlungen ausgerichtet werden und darauf Bezug nehmen. Im Falle einer solchen Bezugnahme ist es wahrscheinlich – aber nicht notwendig – dass der affektive Weltbezug einhergeht mit einer kulturellen Klassifizierung und Benennung, und somit *als Emotion* erlebt und zum Ausdruck gebracht wird (vgl. Slaby 2011b; Barrett 2014). Wir schließen uns hier der Idee eines affektiven Weltbezugs an, würden ihn aber weder als Haltung noch als eine Art Grundgestimmtheit oder gar Disposition, wohl aber als eine Art *Hintergrundaffektivität* (Slaby 2011b) verstehen, die ständigen Schwankungen und Fluktuationen zum Beispiel in Intensität und Valenz unterliegt. Auch wenn die Idee des bewussten Erlebens von Affekten von einigen Forscher/innen vehement zurückgewiesen wird, so erscheint es doch plausibel, dass ein solches Gewahrwerden der Hintergrundaffektivität zwar von einer Reihe von Bedingungen abhängt (zum Beispiel von der Intensität, vom sozialen Kontext und von kulturellen Praktiken), aber nicht kategorisch ausgeschlossen werden kann.

4.2 Ubiquität

Aus der These der affektiven Intentionalität bzw. des affektiven Weltbezugs leitet sich zudem die für soziologische Analysen essentielle Annahme ab, dass Affekt ein *Modus des Seins* und damit ubiquitär ist. Entsprechend schlagen wir vor, dass Individuen zu jeder Zeit auf eine bestimmte Art *affiziert* sind, die ihr Denken, Handeln und ihren Bezug zur Welt bestimmt. Robert Seyfert (2012) spezifiziert diese

affektiven Modi und Zustände unter Bezug auf Spinozas Konzept der „Affektion" (*affectio*). Affektion bezeichnet die – stets reziproke – Einwirkung eines Körpers auf einen anderen, sie gilt als ein Index sich verändernder affektiver Kapazitäten, wobei bestimmte Affektionen zugleich Modi des Körpers sind und als Arten der körperlichen Affizierung verstanden werden können (vgl. Wiemer 2006, S. 143; Seyfert 2012, S. 32).

Mit dem Begriff der Affizierung wird nun auch wieder die Differenzierung zwischen Affekt als allumfassender Kraft und Affekt als spezifischem Modus eines affizierten Körpers berührt. Auch zu dieser Frage äußert sich Seyfert:

> Ganz grundsätzlich müsste man also sagen, dass es zur Hervorrufung eines Affekts der *Synchronisierung von affizierendem und affiziertem Körper* bedarf. Die entscheidende Frage innerhalb eines Affektzusammenhangs besteht nicht darin, ob der Affekt einem Körper als Trieb angehört oder eine strukturelle Atmosphäre bildet, sondern vielmehr *welche spezifische Affektfrequenz bzw. affektive Interaktionsart vorliegt*, das heißt auf welche Art die verschiedenen Anwesenden miteinander interagieren. (Seyfert 2014, S. 800)

Hier zeigt sich, dass der Begriff der Affizierung – der Einwirkung – die Stelle des Affektbegriffs einnimmt, wie er in vielen Theorien der Zustands-Perspektive Verwendung findet.

Dementsprechend gehen wir davon aus, dass Körper rezeptiv gegenüber zahlreichen internalen wie externalen Wahrnehmungen und Ereignissen sind, beispielsweise Imaginationen, Erinnerungen, Temperaturschwankungen, Geräuschen, Gerüchen, Zeichen oder Symbolen, die kontinuierliche Schwankungen der Affiziertheit und damit des Affekts implizieren. Diese kontinuierlichen Fluktuationen machen es jedoch schwierig, monokausale Erklärungen für einen spezifischen Modus des Affekts zu identifizieren. Hier zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen dem Affekt- und dem Emotionsbegriff, der zentral ist für das Verständnis unterschiedlicher Formen von Sozialität, wie wir später noch zeigen werden.

4.3 Bedeutungsstiftung

Ein weiteres Merkmal, das vielfach dem Affekt zugeschrieben wird, ist die Abwesenheit von Sinn- und Bedeutungsstiftung. Affekt sei ‚nicht-signifikativ' und zudem ‚nicht-diskursiv'. So entsteht in vielen affekttheoretischen Ansätzen der Eindruck, Affektgeschehen vollziehe sich jenseits von sozialem Sinn, wie Wetherell (2012) kritisiert. Diese Annahme erscheint uns jedoch insofern nicht plausibel, als dass wir davon ausgehen, dass Affekt eine Intensität ist, die auf die Handlungsfähigkeit bzw.

-bereitschaft eines Körpers einwirkt. Wie aber kann Affekt die Handlungsfähigkeit beeinflussen, ohne dabei signifikativen Gehalt aufzuweisen? Bedeutung muss hier nicht ausschließlich als diskursives, linguistisches oder propositionales Konzept verstanden werden, sondern als etwas, das den Zugang zu und die Verarbeitung von Information beeinflusst oder unsere Gedanken und Wahrnehmungen – unseren Weltbezug – auf eine bestimmte Weise ‚einfärbt'.

Insofern würden wir Wetherell (2012) und anderen sozialwissenschaftlichen Ansätzen zustimmen (Heise 2007; Barrett und Bliss-Moreau 2009) und Affekt als bedeutungsstiftend ansehen. Bedeutung zeichnet sich hier eben nicht nur durch konzeptuelles Wissen und propositionalen Gehalt aus, sondern geht ebenso aus verkörperten und sensorischen Prozessen hervor (Barsalou 2008; Shapiro 2011). Wie genau diese Bedeutungsdimension von Affekt bestimmt werden kann, ist letztlich eine empirische Frage. Denkbar wären etwa Dimensionen der Lust und Unlust oder Erregung und Beruhigung, wie sie schon in einigen sozialwissenschaftlichen Ansätzen zur Anwendung kommen (vgl. z. B. Fontaine et al. 2007).

4.4 Körperlichkeit

Ein weiteres, häufig betontes Merkmal von Affekt ist seine Körperbezogenheit bzw. Verkörperung, wodurch Affekt vielfach als vorbewusst, vordiskursiv und nicht-signifikativ dargestellt wird. Eine solche Dichotomie lässt sich jedoch kaum sinnvoll vertreten, wie das breite Feld der psychologischen, philosophischen und neurowissenschaftlichen Forschung zu Kognition, Emotion und Bewusstsein zeigt (vgl. Semin und Smith 2008). Aus der ontologischen Perspektive ist die Feststellung der Körperlichkeit im Grunde trivial, es sei denn, die entsprechenden Theorien würden den Versuch unternehmen, zu spezifizieren, wie genau und auf welche Weise welche Körper affizieren und affiziert werden. Im Gegensatz dazu spielt die Körperlichkeit in der Zustands-Perspektive eine zentrale Rolle, da hier – im Einklang mit dem Paradigma der sogenannten Basisemotionen oder Affektprogramme (Tomkins und McCarter 1964) – vielfach angenommen wird, dass bestimmte Kategorien von Affekt und Emotion durch spezifische und klar lokalisierbare körperliche Prozesse hervorgebracht werden. Neuere Ansätze gehen jedoch davon aus, dass Affekt und Emotion nicht durch dezidierte körperliche Systeme bzw. Prozesse entstehen, sondern vielmehr auf Netzwerken der Informationsverarbeitung beruhen, die gleichermaßen für die affektive wie nicht-affektive Verarbeitung genutzt werden (Lindquist et al. 2012).

Ungeachtet der spezifischen Weise der Körperlichkeit von Affekt und seine bedeutungsstiftende Funktion vorausgesetzt, gehen wir davon aus, dass es eines

Leibes und entsprechender leiblicher Vermögen bedarf, um Affekt beziehungsweise Fluktuationen im Affekt wahrnehmen und erleben zu können. Zwar mögen auch die unterschiedlichsten Arten von nicht-lebendigen Körpern (Stifte, Tische, Autos) das Potential haben, sich wechselseitig zu affizieren. Für ein Affiziertsein im hier konzeptualisierten Sinn eines Affekts bedarf es jedoch eines fühlenden Leibes. Seyfert (2012) merkt diesbezüglich an, dass Körper sich gerade durch ihre unterschiedlichen Arten des Affiziertseins und Affizierens auszeichnen, und wir gehen entsprechend davon aus, dass die hier skizzierte Art speziell auf den menschlichen Leib zutrifft. Damit soll keineswegs eine Privilegierung des menschlichen Leibes gemeint sein, sondern es soll schlicht die Reichweite der theoretischen Überlegungen begrenzt und damit deren Aussagekraft erhöht werden.

4.5 Diskurs

Ein weiteres Element bekannter Definitionsversuche von Affekt betrifft die kategoriale Abgrenzung zur Sprache und vor allem zum Diskurs, die Wetherell (2012) aus unserer Sicht zutreffend kritisiert:

> Affect seems to index a realm beyond talk, words and texts, beyond epistemic regimes, and beyond conscious representation and cognition […]. [T]he large initial claims made for the non-representational, for unmediated, pre-social body tracks, and for direct connections between the social and the somatic are radically misleading. (Wetherell 2012, S. 19f.)

Zwar besteht ein Hauptmerkmal von Affekt, auch im hier vertretenen Sinn, in der Fähigkeit von Körpern, ohne sprachliche Vermittlung aufeinander einwirken zu können. Dennoch würden wir argumentieren, dass das Potential zu affizieren und affiziert zu werden zwar unabhängig von Diskursen existiert, jedoch maßgeblich mit ihnen in Verbindung steht. Zum einen kann Diskurs selbst als Körper betrachtet werden. Diskurs setzt sich nicht ausschließlich aus Sprache und Text zusammen, sondern umfasst ebenso Bilder, Symbole und Objekte, die Fluktuationen im Affekt bedingen können, ohne dabei notwendigerweise auf repräsentationale Gehalte zu rekurrieren. So legt beispielsweise Denise Riley (2005) einen Entwurf zum Zusammenspiel von Sprache und Affekt vor, und auch Judith Butlers (1997) *Excitable speech* kann auf diese Weise gelesen werden.

Ein zentrales Argument ist, dass diskursive Praktiken Körper formen und Diskurse auf diese Weise maßgeblich zum Potenzial von (menschlichen) Körpern beitragen, affiziert zu werden. Seyfert (2011) diskutiert diesbezüglich Webers berühmten Ausspruch, er sei „religiös unmusikalisch". Indem Körper in bestimmten

sozialen, kulturellen und materiellen Kontexten subjektiviert werden, so Seyferts These, werden sie für bestimmte Arten des Affiziert-Werdens sensibilisiert oder „trainiert". Auch Bruno Latour (2004) geht davon aus, dass Körper lernen können, auf bestimmte Weisen affiziert zu werden.

Diesen Ansätzen würden wir hinzufügen, dass Körper durch verschiedene Dinge auf unterschiedliche Arten affiziert werden können. So hat auch die auf der Theorie der Affektsteuerung (Heise 1979) aufbauende Forschung gezeigt, dass sich die affektiven Relationen zu identischen Objekten systematisch zwischen Akteuren unterscheiden können, abhängig von ihrer kulturellen Sozialisation (z. B. Heise 2007). Andere haben vergleichbare Anpassungsprozesse zwischen menschlichen und anderen Körpern als affektive Nischenkonstruktion beschrieben (Colombetti und Krueger 2015). Auch wenn diese Diskussion den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes überschreitet, würden wir Wetherell darin zustimmen, dass Affekt angesichts von Kultur und Diskurs – zumindest empirisch – als auf gewisse Weise „strukturiert" angenommen werden muss, wobei diese Strukturierung als dynamisch und nicht als statisch zu verstehen ist (Wetherell 2012, S. 15).

4.6 Zusammenfassung: Elemente eines soziologischen Affekte-Konzepts

Aufbauend auf der bisherigen Diskussion der zentralen Eigenschaften von Affekt lässt sich festhalten, dass der Affektbegriff auf eine kontinuierliche Orientierung zur Welt bzw. eine spezifische Form des Weltbezugs verweist, die bedeutungsstiftend ist und sinnhaft erlebt werden kann. Dieser Weltbezug oder Modus des Seins basiert nicht auf sprachlichen Repräsentationen, konzeptuellem Wissen oder propositionalem Denken, sondern auf basalen perzeptiven und evaluativen Fähigkeiten von Körpern. Weil Affekt kontinuierlich und nicht episodisch zu denken ist, kann er im Sinne kontinuierlicher Fluktuationen derjenigen Dimensionen verstanden werden, die konstitutiv für die Bedeutungsstiftung sind.

Solche Fluktuationen haben konkrete Ursachen und Wirkungen. Obgleich sie durch Gedanken, Erinnerungen, Vorstellungen oder andere ‚höhere' kognitive Prozesse angestoßen werden können, beruhen sie oft auf Veränderungen in der Umwelt, die nicht bewusst wahrgenommen werden. Der Körper registriert zu jedem Zeitpunkt durch unterschiedliche Sinne bzw. sensorischen Systeme seine Umwelt und Veränderungen in dieser Umwelt, mit denen sich ebenso kontinuierlich sein affektiver Modus und damit der Weltbezug verschiebt. Meist geschieht dies auf subtile und kaum merkliche Weise, ohne dass Akteure sich dieser Prozesse bewusst werden müssen. Steigt zum Beispiel die Intensität dieser Veränderungen, so werden

Akteure ihrer auch gewahr und können ihnen bestimmte Ursachen zuschreiben. In Anschluss an die diskutierten Theorieansätze lässt sich zudem festhalten, dass Affekt das Handlungspotenzial affizierter Körper moduliert. Dies kann auf unterschiedliche Weise geschehen, zum Beispiel durch Veränderungen der kognitiven oder perzeptuellen Verarbeitung, des endokrinen oder hormonellen Systems oder der Aktivität des autonomen oder peripheren Nervensystems.

Sicher lässt sich keine universale Art und Weise ausmachen, auf die Körper affiziert werden, obgleich sich eine grundlegende Fähigkeit zum Affiziert-Werden unterstellen lässt. Wie die soziologische und anthropologische Forschung zeigt, ist der menschliche Körper Ausdruck diverser Sozialisationsprozesse und der Einbindung in kulturelle Welten. Diskurse, Normen, Werte und Praktiken bestimmen, auf welche Weise Körper einander affizieren. Ein offensichtliches Beispiel ist der Geruchssinn. Ein noch so feiner Duft (etwa von Lebkuchen), dem ich möglicherweise kaum Beachtung schenke und den ich vielleicht zunächst gar nicht als solchen identifiziere, mag mit vergangenen Erfahrungen assoziiert sein und Fluktuationen im Affekt erzeugen, die eine Veränderung im momentanen Weltbezug mit sich bringen, die ich als solche erleben und der ich eine Ursache zuschreiben kann oder auch nicht. In jedem Fall aber führt der Affekt zu einer Verschiebung des körperlichen Handlungspotenzials.

5 Formen affektiver Sozialität: Anschluss- und Anwendungsmöglichkeiten

Auf Basis der bisherigen Diskussion können wir Affekt als konstitutiv für unterschiedliche Formen von Sozialität verstehen, weil er Körper bzw. menschliche wie nicht-menschliche Akteure über affektive Relationen mit anderen Individuen, Ideen, Objekten oder Handlungen in soziale Formationen einbindet. Da Akteure kontinuierlich und simultan von unterschiedlichen Körpern affiziert werden und zugleich andere Körper affizieren, sind sie als Teil eines *Netzwerks* oder *Felds* von Affekt zu verstehen, das sich durch konstante wie dynamische Elemente auszeichnet. Zudem sind diese affektiven Relationen auch Träger sozialer Bedeutungen, da sie die Gedanken- und Gefühlswelt von Akteuren, ihre Wahrnehmungen und darüber schließlich auch ihr Handeln beeinflussen.

Bezugnehmend auf Foucaults Konzept des *Dispositivs* schlägt Seyfert (2012) den Begriff des *Affektifs* vor, um bestimmte affektive Konstellationen und Formationen zu beschreiben. Der Begriff des Affektifs bezieht sich sowohl umfassend auf alle Arten von Körpern, die an der Entstehung eines Affekts beteiligt sind, als auch

auf bestimmte Verkettungen von Körpern und Affekten (ebd., S. 31). In Anlehnung an Deleuze und Guattari verwendet Slaby (2016) den Begriff des „machinic arrangement", um eine solche Konstellation zu beschreiben. Auch das Konzept der „affective assemblage" (Mulcahy 2012) geht auf Deleuze und Guattari zurück und verweist auf die grundsätzliche Relationalität von Affekt.

Ob nun Affektif, *machinic arrangement* oder *affective assemblage* – es ist natürlich kein Zufall, dass zahlreiche Vertreter/innen der *Affect Studies* sich auf postmoderne Konzepte beziehen, die lediglich ein Surrogat von Struktur oder gleich eine „flache Ontologie" voraussetzen und dabei Emergenz, Fluidität, Heterogenität und Wandel in einem dennoch irgendwie geordneten sozialen Kosmos betonen (Marcus und Saka 2012, S. 101; Donati und Archer 2015). Ausgehend von unserem oben skizzierten Affektverständnis schlagen wir vor, dass das Affektkonzept nicht nur dann fruchtbar für die Sozialforschung sein kann, sofern es möglichst starke sozialontologische Implikationen enthält. Im Gegenteil: Das hier entwickelte Verständnis von Affekt als ein Modus des Seins und eine spezifische Art des Weltbezugs impliziert – im Unterschied zu diskreten und episodischen Emotionen – bereits eine relationale Perspektive auf Sozialität.

Der Aspekt der Relationalität lässt den Affekt auf den ersten Blick vergleichbar erscheinen zum Konzept der „Sentiments" oder der Empfindung. So verstehen Austauschtheorien Sentiments als „enduring affective states or feelings about one or more social objects", die beispielsweise soziale Beziehungen, Gruppen, das Selbst oder andere Akteure sein können (Lawler 2001, S. 325f.). Trotz ihres relationalen Charakters beruhen Sentiments in dieser Theorieperspektive jedoch auf (höheren) Kognitionen, Gesten und Konzepten (Gordon 1981, S. 565). Näher an unserem Verständnis liegt der in der Theorie der Affektsteuerung entwickelte Begriff des Sentiments, mit dem kulturell geteilte affektive Bedeutungen und Assoziationen gemeint sind, die Akteure mit spezifischen sozialen Kategorien und Konzepten verbinden (MacKinnon 1994, S. 22; Robinson et al. 2006, S. 186). Dawn Robinson et al. zufolge bezeichnen ‚fundamentale' Sentiments trans-situative und generalisierte affektive Reaktionsweisen auf bestimmte Symbole und sind damit anhaltender und in stärkerem Maße sozial konstruiert als Emotionen (Robinson et al. 2006, S. 182). Im Gegensatz dazu beschreiben ‚flüchtige' Sentiments situative und dynamische Veränderungen der als stabiler angenommenen fundamentalen Sentiments (ebd.). Auch wenn dieses Konzept des Sentiments unserem Vorschlag zum Verständnis von Affekt recht ähnlich ist, betont die Theorie der Affektsteuerung doch deutlich stärker die symbolische und repräsentationale Dimension von Empfindungen und affektiven Bedeutungen. Neuere Studien jedoch verweisen auch hier auf die Körperlichkeit und den dynamischen bzw. probabilistischen Charakter der Sentiments (Rogers et al. 2014; Schröder et al. 2016).

Die unterstellte Relationalität des Affekts weist deutliche Parallelen zu jüngeren Entwicklungen in der relationalen Soziologie auf (z. B. Crossley 2012; Donati 2012; Prandini 2015). Die Ansätze dieses Paradigmas distanzieren sich sowohl vom methodologischen Individualismus als auch vom Holismus und betrachten – sowohl ontologisch als auch methodologisch – Interaktionen, soziale Relationen und Netzwerke als relevante Konzepte von Sozialität (Prandini 2015, S. 7). Anders als die Methode der Netzwerkanalyse, die auch in vielen anderen Bereichen der Soziologie Anwendung findet, geht die relationale Soziologie über die rein methodischen Aspekte hinaus und nimmt vor allem kulturelle und phänomenologische Aspekte sozialer Relationen in den Blick, etwa hinsichtlich der kulturellen Modelle, Kommunikationen, Symbole und Erwartungen, die sie auszeichnen (Fuhse 2015).

Nicht nur aus der Sicht der relationalen Soziologie wäre Affekt selbstredend als relationale Kategorie zu denken, da er verschiedene Arten von Körpern in Relation zueinander setzt. Diese Relationen können sich über Kanäle wie den sozialen Austausch oder die Kommunikation konstituieren, aber sich ebenso durch körperliche und unwillkürliche, nicht-intendierte Formen der Interaktion etablieren, wie zum Beispiel Mimikry, Ansteckung, Berührung oder chemische Kommunikation, in face-to-face wie in mediatisierten Begegnungen (für einen Überblick vgl. Brennan 2004). Ein ebenso einleuchtendes wie häufig bemühtes Beispiel sind Eltern-Kind-Beziehungen, in denen die vordiskursive und körperliche Dimension der sozialen Relation besonders deutlich wird.

Ähnlichkeit zu dem hier entwickelten Konzept von Affekt weisen auch Georg Simmels Begriffe von Treue und Dankbarkeit auf. Dies trifft sicher weniger auf die funktionalen und ‚prosozialen' Aspekte dieser Begriffe bei Simmel zu, sondern eher auf seine These, dass Affekt – obwohl es sich um ein ausschließlich persönliches Phänomen handele – doch Auswirkungen auf die gesamte Gesellschaft habe (Simmel 1908). Diese Auswirkungen zeigen sich laut Simmel nicht nur in einem vorübergehenden Gefühl – wie der Dankbarkeit –, sondern sie verändern langfristig die affektive Bezugnahme von Akteuren untereinander. Dankbarkeit, so Simmel,

> ist gleichsam das moralische Gedächtnis der Menschheit, eine Brücke, welche die Seele immer wieder vorfindet, um bei der leisesten Anregung, welche sonst vielleicht nicht genügen würde, eine neue Brücke zu schlagen, über sie hin sich dem andern zu nähern. Alle Vergesellschaftung, jenseits ihres ersten Ursprunges, beruht auf der Weiterwirkung der Beziehungen über den Moment ihres Entstehens hinaus. (Simmel 1908, S. 443f.)

Darüber hinaus beschränkt Simmel sein Konzept von affektiven Beziehungen nicht auf Begegnungen zwischen Personen, sondern stellt auch Überlegungen dazu an, wie diese beispielsweise zwischen einem Künstler und seinem Werk entstehen

können. Sein Konzept von Dankbarkeit könnte somit auch auf andere Arten von Körpern ausgeweitet werden, wie Objekte oder Ideen, und damit Affekt ganz generell beschreiben.

In diesem Sinne können wir Affekt also verstehen als einen körperlichen und nicht auf propositionale Gehalte und Konzepte angewiesenen Modus des Seins und des Weltbezugs, als Momentaufnahme der wechselseitigen Affizierung von Körpern, die bedeutungsstiftende und evaluative Qualitäten und Intensitäten aufweist und den Körper sozial-relational positioniert. Affekt ist ein körperlich-phänomenales Prinzip der sozialen Eingebundenheit, das zwischen Polen der Anziehung und der Abstoßung, Resonanz und Dissonanz, Kohäsion und Desintegration oszilliert und das gleichsam auf materiale Umgebungen und soziale Kollektive wie Kleingruppen, Gemeinschaften, Gesellschaften oder Nationen angewandt werden kann.

Dieser Affektbegriff lässt sich etwa am Beispiel des Nationalismus verdeutlichen. Auch wenn Nationalismus häufig aus emotionssoziologischer Perspektive analysiert und mit Emotionen wie Nationalstolz oder Patriotismus in Verbindung gebracht wird, so können Akteure auch in einem sehr subtilen, körperlichen und kaum artikulierbaren Sinn von der Idee der ‚Nation' oder der ‚nationalen Gemeinschaft' affiziert werden. Affekte, die mit dem Betrachten einer Nationalflagge oder dem Vernehmen einer Nationalhymne in Verbindung stehen, können den Weltbezug eines Akteurs vorübergehend verändern oder – um es in Simmels Worten zu sagen – dauerhaft dessen Relation zur ‚Nation' und ihren unterschiedlichen Attributen (z. B. Menschen, Bauwerken, Produkten oder Politiken) neu ausrichten.

Diese Veränderung bzw. Fluktuation, auch wenn sie kaum bewusst wahrgenommen wird, hat doch soziale Bedeutung, da sie das Handlungspotenzial des Körpers transformiert. Auf ähnliche Weise können wir auch von anderen Personen auf verschiedene Weisen affiziert werden, wobei es sich stets um eine wechselseitige Affizierungen handelt, sei es über die face-to-face-Interaktion, in sozialen Netzwerken oder anderen Formen der mediatisierten Interaktion. Häufig werden beispielsweise Politiker/innen nach ihrer Fähigkeit beurteilt, andere affizieren und damit affektive Relationalität verändern zu können – denken wir beispielsweise an das Lob für Barack Obamas rhetorisches Talent, mit dem er auch politisch Uninteressierte zu bewegen vermag. Auch vorübergehende Begegnungen zwischen Akteuren können Fluktuationen im Affekt erzeugen, wie ein diffuses Dissonanzerleben, Unwohlsein oder Unbehaglichkeit, etwa in der Interaktion mit einer Person, die einer negativ stereotypisierten Gruppe zugerechnet wird. Wie Ideen und Personen, so kommt auch Objekten eine wichtige Bedeutung in affektiven Relationen zu. Eine Reihe von Studien hat sich mit dem affektiven Potenzial von Architektur und Kunst auseinandergesetzt (z. B. Angerer 2007). Für die Soziologie sind vor allem Affizierungsprozesse von Bedeutung, die über individuelle Akteure hinausgehen und damit

zur Herstellung, zum Erhalt oder zur Desintegration von sozialen Formationen wie Gruppen, Gemeinschaften oder Gesellschaften beitragen.

All diese Beispiele verdeutlichen die Relevanz von Affekt für unterschiedliche Formen von Sozialität. Konzepte des „Affektifs" (Seyfert 2014), der „affective practices" (Wetherell 2012), der „politics of affect" (Thrift 2004) oder der „affective assemblages" (Mulcahy 2012) stellen theoretische Entwürfe zur Verfügung, die Affekt mit unterschiedlichen Konzepten von Kultur und Gesellschaft verbinden. Aus unserer Sicht stellen jedoch die Sozialwissenschaften bereits erprobte Konzepte und Begriffe zur Beschreibung unterschiedlicher Formen von Sozialität zur Verfügung, die wesentlich besser und präziser in der Lage sind, diese Verquickung von Kultur, Gesellschaft und Affekt abzubilden als vergleichsweise unspezifische Begriffe der *arrangement*s oder *assemblages*. So ermöglicht zum Beispiel die Wirtschafts- und Organisationssoziologie wertvolle Einblicke in die Funktion und Organisation des gegenwärtigen Kapitalismus und seiner affektiven Implikationen. Eine Vielfalt von Theorien der *Governance* ermöglicht es, Macht- und Herrschaftsaspekte des Affekts abzubilden und dabei auf bewährte und empirisch anschlussfähige Beschreibungstechniken zurückzugreifen (Penz und Sauer 2016). Netzwerkanalytische Instrumente erlauben zudem die Darstellung komplexer sozialer Relationen und sowie die Beschreibung der Affekte, die durch diese Relationen konstituiert werden (Coviello et al. 2014). Es wäre aus unserer Sicht nachlässig, diese Erkenntnisse unter einer allzu groben und allumfassenden Ontologie zu subsumieren. Auch in Bezug auf die Analyse von multiethnischen und multikulturellen Gesellschaften wird es künftig zunehmend darum gehen, ein Verständnis von unterschiedlichen affektiven Praktiken zu entwickeln, die auf Identitätspolitiken, Minderheitenrechte, soziale Ungleichheiten und Differenzen rekurrieren. Schließlich halten auch Ritualtheorien wichtige Einsichten über die Dynamiken von face-to-face Begegnungen und deren Affizierungspotenzial bereit, die beispielsweise auf die Relevanz von Normen, Choreographien und Performanzen verweisen, die wir bei der Analyse von Affekt nicht außer Acht lassen sollten (vgl. Collins 2004).

Affekt ernstzunehmen bedeutet jedoch nicht, dass wir lediglich Konzepte der Ordnung und Struktur durch die der Veränderung und Dynamik ersetzen. Stabilität und Veränderung im Affekt kann auf unterschiedliche Weise untersucht werden. Auf der einen Seite würden wir Wetherell (2012) zustimmen, die davon ausgeht, dass Affekt auf bestimmte Weise strukturiert ist, auch wenn diese Struktur sich kontinuierlich verändert. Von zentraler Bedeutung sind hier Diskurs, Sprache, Ideologie und deren körperliche Repräsentationen. Es erscheint uns in diesem Sinne sogar gerechtfertigt, von *Affektregimen* in Anlehnung an William Reddys (2008) „Emotionsregime" zu sprechen. Auf der anderen Seite ‚fixieren' Diskurs und Ideologie Affekte aber nicht. Eher verorten sie die kontinuierlichen Fluktua-

tionen von Affekten in einem bestimmten Universum von Ideen, Objekten oder Handlungen. Diese können zweifelsohne auch zu substantielleren Veränderungen in etablierten Bahnen von Affekt und Affizierungsvermögen führen, die beispielsweise aus transnationaler Migration und der damit einhergehenden fundamentalen Veränderung der gewohnten Konstellationen von Akteuren, Praktiken, Ideen und Objekten resultieren. Auch Rituale, Wahlen, politische Umstürze und ökonomische Krisen können Veränderungen verursachen, die in einer Rekonfiguration von Affekt münden.

6 Fazit: Plädoyer für eine soziologische Affektforschung

Die *Affect Studies* sind zu einem elementaren Bestandteil vieler kulturwissenschaftlicher Disziplinen geworden. Zwar haben Soziologie wie Psychologie schon lange den Affektbegriff als Begriff in ihrer Theoriebildung und empirischen Forschung verwendet, jedoch weisen die unterschiedlichen disziplinären Konzepte von Affekt bislang nur geringe Überschneidungen auf. In diesem Beitrag haben wir argumentiert, dass bestimmte Verständnisse von Affekt, wie sie vor allem in den *Affect Studies* prominent sind, fruchtbar gemacht werden können, um wichtige neue Perspektiven in der soziologischen Forschung zu eröffnen. Wir verstehen Affekt als einen körperlichen und nicht auf propositionale Gehalte und Konzepte angewiesenen Modus des Seins und des Weltbezugs, als Moment der wechselseitigen Affizierung von Körpern, das bedeutungsstiftende und evaluative Qualitäten und Intensitäten aufweist und den Körper sozial-relational positioniert.

Dabei nehmen wir an, dass Affekt, auch wenn er sich auf individuellem Niveau manifestiert, notwendigerweise relational gedacht werden muss, da er verschiedene Körper – menschliche wie nicht-menschliche – miteinander in Verbindung setzt. In Abgrenzung zu den dominanten Affekttheorien schlagen wir vor, dass Affekt durch Kultur und Diskurs konfiguriert werden kann und deshalb niemals ausschließlich ‚prä-diskursiv' ist. Da aber Körper unmittelbar und auf nicht-sprachliche Weise affiziert werden können, übersteigen ihre Affizierungsmodi das diskursive und normative Wissen.

Den analytischen Mehrwert vom Begriff des „Affekts" gegenüber dem der „Emotion" sehen wir darin, dass Affekt keinen diskreten und episodischen Charakter aufweist. Das bedeutet nicht, dass Emotionen irrelevant wären. Im Gegenteil: Affekt, wie wir ihn hier konzipieren, ist als ein zentrales Element einer jeden Emotion zu sehen und Emotionen können wiederum als kulturell klassifizierter und konzeptualisierter Affekt verstanden werden. Affekt liefert gewissermaßen

das ‚Rohmaterial' einer Emotion, obgleich ‚roh' nicht im fundamentalen Sinne als gänzlich ‚ungeformt' zu verstehen ist, wie viele Affekttheorien postulieren. Affekt kann vielmehr als ein sich kontinuierlich verändernder und doch überdauernder Modus des Seins verstanden werden. In dieser Konzeption hat er Potential, unsere Analyse unterschiedlicher Formen von Sozialität zu bereichern. Schließlich sind die theoretischen Konzepte der *Affect Studies* häufig sehr abstrakt geblieben und haben kaum Überlegungen dahingehend präsentiert, wie das Konzept von Affekt für die empirische Forschung nutzbar gemacht werden kann. Die hier vorgeschlagene Theorisierung hingegen kann gut an bestehende theoretische und methodische Instrumente der sozialwissenschaftlichen Forschung anknüpfen.

Literatur

Angerer, M. L. (2007). *Vom Begehren nach dem Affekt*. Berlin: Diaphenes.

Barrett, L. F. (2014). The conceptual act theory: A précis. *Emotion Review* 6 (4), 292-297.

Barrett, L. F., & Bliss-Moreau, E. (2009). Affect as a psychological primitive. In: M. P. Zanna (Hrsg.), *Advances in experimental social psychology*. Bd. 41 (S. 167-218). Burlington: Academic Press.

Barsalou, L. W. (2008). Grounded cognition. *Annual Review of Psychology* 59, 617-645.

Blackman, L. (2012). *Immaterial bodies: Affect, embodiment, mediation*. London: Sage.

Brennan, T. (2004). *The transmission of affect*. Ithaca: Cornell University Press.

Butler, J. (1997). *Excitable speech: A politics of the performative*. New York: Routledge.

Clough, P. (2007). Introduction. In: P. Clough & J. Halley (Hrsg.), *The affective turn: theorizing the social* (S. 1-33). Durham: Duke University Press.

Collins, R. (2004). *Interaction ritual chains*. Princeton: Princeton University Press.

Colombetti, G., & Krueger, J. (2015). Scaffoldings of the affective mind. *Philosophical Psychology* 28 (8), 1157-1176.

Coviello, L., Sohn, Y., Kramer, A. D., Marlow, C., Franceschetti, M. et al. (2014). Detecting emotional contagion in massive social networks. *PLoS ONE* 9 (3): e90315. doi:10.1371/journal.pone.0090315

Crossley, N. (2012). *Towards relational sociology*. New York: Routledge.

Demos, V. (1995). An affect revolution: Silvan Tomkins's affect theory. In: Dies. (Hrsg.), *Exploring affect. The selected writings of Silvan S. Tomkins* (S. 17-24). Cambridge: Cambridge University Press.

Donati, P. (2012). *Relational sociology: A new paradigm for the social sciences*. New York: Routledge.

Donati, P., & Archer, M. S. (2015). *The relational subject*. Cambridge: Cambridge University Press.

Fontaine, J. R., Scherer, K. R., Roesch, E. B. et al. (2007). The world of emotions is not two-dimensional. *Psychological Science* 18 (12), 1050-1057.

Fuhse, J. (2015). Theorizing social networks: The relational sociology of and around Harrison White. *International Review of Sociology* 25 (1), 15-44.

Frijda, N. H., Ridderinkhof, K. R., & Rietveld, E. (2014). Impulsive action: Emotional impulses and their control. *Frontiers in Psychology* 5 (518). doi: 10.3389/fpsyg.2014.00518

Gordon, S. L. (1981). The sociology of sentiments and emotion. In: M. Rosenberg & R. H. Turner (Hrsg.), *Social psychology. Sociological perspectives* (S. 562-592). New York: Basic Books.

Heise, D. R. (1979). *Understanding events. Affect and the construction of social action*. New York: Cambridge University Press.

Heise, D. R. (2007). *Expressive order: Confirming sentiments in social action*. New York: Springer.

Hochschild, A. R. (1979). Emotion work, feeling rules, and social structure. *American Journal of Sociology* 85 (3), 551-575.

Izard, C. E. (1977). *Human emotions*. New York: Plenum Press.

Kemper, T. D. (1987). How many emotions are there? Wedding the social and the autonomic components. *American Journal of Sociology* 93 (2), 263-289.

Latour, B. (2004). How to talk about the body? The normative dimension of science studies. *Body & Society* 10 (2/3), 205-229.

Lawler, E. J. (2001). An affect theory of social exchange. *American Journal of Sociology* 107 (2), 321-352.

Leys, R. (2011). The turn to affect: A critique. *Critical Inquiry* 37 (3), 434-472.

Lindquist, K. A., Wager, T. D., Kober, H. et al. (2012). The brain basis of emotion: A meta-analytic review. *Behavioral and Brain Sciences* 35, 121-143.

MacKinnon, N. J. (1994). *Symbolic interactionism as affect control*. Albany, NY: State University of New York Press.

Marcus, G. E., & Saka, E. (2012). Assemblage. *Theory, Culture & Society* 23 (2/3), 101-109.

Massumi, B. (1995). The autonomy of affect. *Cultural Critique* 31, 83-109.

Massumi, B. (2002). *Parables for the virtual: Movement, affect, sensation*. Durham: Duke University Press.

Morgan, R. L., & Heise, D. (1988). Structure of emotions. *Social Psychology Quarterly* 51 (1), 19-31.

Mulcahy, D. (2012). Affective assemblages: Body matters in the pedagogic practices of contemporary school classrooms. *Pedagogy, Culture & Society* 20 (1), 9-27.

Panksepp, J. (1998). *Affective neuroscience: The foundations of human and animal emotions*. New York: Oxford University Press.

Penz, O., & Sauer, B. (2016). *Affektives Kapital. Die Ökonomisierung der Gefühle im Arbeitsleben*. Frankfurt a. M.: Campus.

Prandini, R. (2015). Relational sociology: A well-defined sociological paradigm or a challenging ‚relational turn' in sociology? *International Review of Sociology* 25 (1), 1-14.

Reddy, W. (2008). *The navigation of feeling: A framework for the history of emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.

Riley, D. (2005). *Impersonal passion: Language as affect*. Durham: Duke University Press.

Robinson, D. T., Smith-Lovin, L., & Wisecup, A. K. (2006). Affect control theory. In: J. E. Stets & J. H. Turner (Hrsg.), *Handbook of the sociology of emotions* (S. 179-202). New York: Springer.

Rogers, K. B., Schröder, T., & Scheve, C. von (2014). Dissecting the sociality of emotion: A multi-level approach. *Emotion Review* 6 (2), 124-133.

Russell, J. A., & Barrett, L. F. (1999). Core affect, prototypical emotional episodes, and other things called emotion: Dissecting the elephant. *Journal of Personality and Social Psychology* 76 (5), 805-819.

Schröder, T., Hoey, J., & Rogers, K. 2016). Modeling dynamic identities and uncertainty in social interactions: Bayesian affect control theory. *American Sociological Review* 81 (4), 828-855.

Sedgwick, E. K., & Frank, A. (1995). Shame in the cybernetic fold: Reading Silvan Tomkins. In: Dies. (Hrsg.), *Shame and its sisters: A Silvan Tomkins reader* (S. 1-28). Durham: Duke University Press.

Seigworth, G. J., & Gregg, M. (2010). An inventory of shimmers. In: M. Gregg & G. J. Seigworth (Hrsg.), *The affect theory reader* (S. 1-26) Durham: Duke University Press.

Semin, G. R., & Smith, E. R. (Hrsg.). (2008). *Embodied grounding: Social, cognitive, affective, and neuroscientific approaches*. New York: Cambridge University Press.

Seyfert, R. (2011). Atmosphären – Transmissionen – Interaktionen: Zu einer Theorie sozialer Affekte. *Soziale Systeme* 17 (1), 73-96.

Seyfert, R. (2012). Beyond personal feelings and collective emotions: Toward a theory of social affect. *Theory, Culture & Society* 29 (6), 27-46.

Seyfert, R. (2014). Das Affektif. Zu einem neuen Paradigma der Sozial- und Kulturwissenschaften. In: M. Löw (Hrsg.), *Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* (S. 797-804). Campus: Frankfurt a. M. & New York.

Shapiro, L. (2011). *Embodied cognition*. New York: Routledge.

Simmel, G. (1908). *Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung.* Berlin: Duncker & Humblot.

Slaby, J. (2008). Affective intentionality and the feeling body. *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 7, 429–444.

Slaby, J. (2011a). Affektive Intentionalität – Hintergrundgefühle, Möglichkeitsräume, Handlungsorientierung. In: J. Slaby, A. Stephan, H. Walter, S. Walter (Hrsg.), *Affektive Intentionalität. Beiträge zur welterschließenden Funktion der menschlichen Gefühle* (S. 23-48). Paderborn: Mentis.

Slaby, J. (2011b). Möglichkeitsraum und Möglichkeitssinn. Bausteine einer phänomenologischen Gefühlstheorie. In: K. Andermann & U. Eberlein (Hrsg.), *Gefühle als Atmosphären* (S. 125-138). Berlin: Akademie Verlag.

Slaby, J. (2016). Relational affect. *Working Paper SFB 1171 Affective Societies 02/16*.

Thoits, P. A. (1989). The sociology of emotions. *Annual Review of Sociology* 15, 317-342.

Thrift, N. (2004). Intensities of feeling: Towards a spatial politics of affect. *Geografiska Annaler* 86 (1), 57-78.

Thrift, N. (2008). *Non-representational theory: Space, politics, affect*. New York: Routledge.

Tomkins, S. (1962). *Affect imagery consciousness.* Bd. 1 u. 2. London: Tavistock.

Tomkins, S., & McCarter, R. (1964). What and where are the primary affects? Some evidence for a theory. *Perceptual and Motor Skills* 18 (1), 119-158.

Turner, J. H. (2007). *Human emotions: A sociological theory*. New York: Routledge.

Turner, J. H., & Stets, J. E. (2006). Sociological theories of human emotions. *Annual Review of Sociology* 32, 25-52.

Verduyn, P., & Lavrijsen, S. (2015). Which emotions last longest and why: The role of event importance and rumination. *Motivation & Emotion* 39, 119-127.

Wetherell, M. (2012). *Affect and emotion: A new social science understanding*. London: Sage.

Wiemer, S. (2006). Affekt – Körper – Kino. Somatische Affizierung im Kino auf der Folie eines spinozistischen Immanenzplans.In: A. Krause-Wahl, H. Oehlschlägel, & S. Wiemer (Hrsg.), *Affekte. Analysen ästhetisch-medialer Prozesse* (S. 141-154). Bielefeld: Transcript.

http://www.springer.com/978-3-658-18438-4

Stimmungen und Atmosphären
Zur Affektivität des Sozialen
Pfaller, L.; Wiesse, B. (Hrsg.)
2018, VIII, 285 S. 25 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-18438-4